

In unseren Städten Gott finden

Abendgedanken

Norbert Lohfink, Frankfurt

Es war ein Samstagabend, fast schon Mitternacht, in einer mir fremden westdeutschen Großstadt. Nicht im Zentrum, eher schon draußen, wo zwischen alten kleinen Villen und zerstreuten Industriebetrieben auch die ersten großen Wohnblocks aus den letzten Jahren stehen. Ich komme in das kleine Hotel, wo man mir ein Zimmer bestellt hat.

Ich bin wohl der letzte Gast. Halb verschlafen macht mir ein junges Mädchen auf. Sie gibt mir den Schlüssel und beschreibt mir den Weg zum Zimmer. Aber ich habe noch eine Frage. Morgen um 10 Uhr will ich zu Freunden. Es sind wunderbare Menschen, aber in die Kirche pflegen sie nicht zu gehen. So frage ich das Mädchen, ob es vielleicht in der Nähe eine katholische Kirche gibt, wo ich morgen noch einen Gottesdienst bekomme. „Katholische Kirche“, wiederholt sie, halb schlafverfangen, vor sich hin. Dann schaut sie mich an und sagt mit einem freundlichen Aufblitzen der Augen: „Sind Sie auch katholisch?“ „Ja“, sage ich. „Ach so“, sagt sie, schon wieder in ihre Schläfrigkeit zurücksinkend, „die Kirche. Ja, da gibt es eine.“ Sie holt einen Stadtplan. Die Kirche ist nur zwei Straßen weiter. „Höchstens fünf Minuten zu Fuß“, sagt sie. „Ich bin einmal drin gewesen. Gehen Sie um 9 Uhr hin, da ist ein Gottesdienst. Es war damals an einem Sonntag um 9 Uhr.“ Noch einmal ist sie bei diesem Satz ganz da. Dann sinkt sie endgültig zurück. „Sie können hier ab 8 Uhr frühstücken.“ Das ist die Routine. Ich gehe aufs Zimmer.

Der nächste Morgen ist kalt. Es regnet. Die Kirche ist leicht zu finden, nur um zwei Ecken. Vor ihr sind Parkplätze. Sie sind leer. Die Kirche ist zu. An der Straßenecke gehen die Ampeln an und aus, obwohl keine Autos kommen. Ich entdecke einen Gottesdienstplan. Erster und einziger Sonntagsgottesdienst ist um 10 Uhr. Die Kirche ist eine Halle aus Betonwänden. Das Fensterband ist oben unter dem Dach. Ich kann nicht in die Kirche hineinsehen. Ob sie innen auch so kalt ist? Ich friere.

Ich gehe zum Hotel zurück. Das Mädchen von gestern abend bedient jetzt im Frühstücksraum. Sie hat viel zu tun. Sie sieht mich nicht, wie ich vorbeigehe. Das ist auch besser so. Ich will ihr ja nicht wehtun, denke ich noch auf dem Zimmer. Sie muß es nicht wissen, daß sie mir eine falsche Auskunft gegeben hat. Denn aus irgendeinem Grunde war sie glücklich, daß sie mir diese Auskunft geben konnte.

Und doch, aus welcher Ferne kam dieses Glück. Für wie kurze Augenblicke nur konnte es, durch die Frage eines Fremden ausgelöst, die Müdigkeit ihrer eigenen Welt durchbrechen. Wie weit weg ist dieses Menschenwesen von der Kirche. Wie weit weg ist diese kalte und verschlossene Kirche von diesem Wesen. Und doch hat eine kleine Erinnerung daran plötzlich Leben in ihre Alltagsroutine gebracht. Seltsame Macht dieses Gottes, von der seine Kirche selbst so wenig zu ahnen scheint. Läßt sich Gott in unseren Städten finden? Viele werden ähnliche Geschichten erzählen können wie diese da, die mir vor drei Jahren passiert ist. Gott in unseren Städten: Bisweilen schon aufblitzend – und dann als eigentümlich lebendiger Erinnerungsrest. Doch das auch wieder so selten. So schwer zu finden. Und wo seine Stellvertreter ihre Adresse haben, findet man oft nur Kälte, Leere und Mauern.

Läßt sich Gott in unseren Städten finden? Läßt er sich denn in den Dörfern finden? Ist Gott noch in unseren Tälern? Wer die Antwort nicht weiß, der lasse sich von Peter Handke „über die Dörfer“ führen. Die Stadt hat sich mit ihren Straßen längst ins ganze Land hineingefressen. Selbst über die unzugänglichen Berge hat sie dieses Netz geworfen. Die ganze Welt wird zur Stadt. Selbst wer sich irgendwo draußen eine Zweitwohnung baut, um der Stadt zu entinnen, hilft gerade dadurch mit, die Stadt in das Land hineinzuverlängern.

Es gibt eine aus den Tiefen des Alten Testaments bis in unsere Zeit hineinragende Geschichte zwischen Gott und den Städten. Die Sache Gottes hatte auf eine seltsam dialektische Weise von Anfang an mit der „Stadt“ zu tun. Und das hat Bezug zu uns heute, auch wenn eine „Stadt“ vor dreitausend Jahren sich äußerlich in so vielem von dem unterschied, was wir heute als „Stadt“ bezeichnen.

Die Sache Gottes und die Flucht aus der Stadt

Seltsam ist schon die biblische Urgeschichte. Der erste Städtebauer der Welt war nach Gen 4,17 der Brudermörder Kain. Wer erinnert sich nicht an die Sage von der Gründung der Stadt Rom, die auch mit einem Brudermord begann? Wenn wir dann weiterlesen, kommen wir bald zu der Erzählung vom Turmbau zu Babel (Gen 11,1–9). Genau besehen geht es gar nicht so sehr um einen Turm. Der Turm ist nur das größte Bauwerk einer Stadt. Denn so lautet in dieser Geschichte der Plan der Menschheit, die noch als eine große Einheit vorausgesetzt wird: „Auf, bauen wir uns eine Stadt und in ihr einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel, und machen wir uns so einen Namen (= verschaffen wir uns Dauer), dann werden wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen.“ (11,4)

Wenn Gott herabsteigt, um sich anzusehen, was die Menschen tun, betrachtet er nicht nur den Turm. Nein: „die Stadt und den Turm“ (11,5). Und am Ende der Geschichte geht es überhaupt nur um die Stadt, so daß deutlich wird: der Turm war nur ihr charakteristischstes Bauwerk. Es heißt: „Jahwe zerstreute sie von dort aus über die ganze Erde, und sie hörten auf, an der Stadt zu bauen. Darum nannte man die Stadt Babel (Wirrsal), denn dort hat Jahwe die Sprache aller Welt verwirrt, und von dort aus hat er die Menschen über die ganze Erde zerstreut.“ (11,8f)

Die Urgeschichte endet hier, und die Geschichte des Gottesvolkes Israel beginnt mit der Auswanderung einer Familie aus der berühmtesten Weltstadt von damals, der großen mesopotamischen Tempelstadt Ur: „Terach nahm seinen Sohn Abram, seinen Enkel Lot, den Sohn Harans, und seine Schwiegertochter Sarai, die Frau seines Sohnes Abram. Sie wanderten miteinander aus, aus Ur in Chaldäa, um in das Land Kanaan zu ziehen.“ (11,31)

Dieser Gott der Urgeschichte hat es wahrhaftig nicht mit den Städten. Rom ist zwar auf Bruderblut gegründet. Aber in der römischen Sage hat das diese Stadt eher noch dazu qualifiziert, das Zentrum der Welt und der Liebling der Götter zu sein. Nach den großen mesopotamischen Texten stieg am Anfang der Weltgeschichte das Königtum vom Himmel hernieder (Königtum = Staat), und es ließ sich in einer großen Stadt nieder, die dadurch zum Mittelpunkt der Welt wurde. Wie anders ist es in der Bibel. Ihr Gott beginnt seine Weltgeschichte, indem er eine Familie aus der großen und heiligen Stadt Ur in Mesopotamien auswandern läßt. Was steckt hinter all dem?

Man hört und liest immer wieder, das sei die Perspektive von Nomaden. Die frühen Israeliten seien Nomaden gewesen, und für Nomaden sei die Stadt nun einmal der Inbegriff des Fremden, des Unbekannten und des Bedrohlichen. Doch wer das sagt, hat den biblischen Text nicht genau gelesen. Kain und Abel hatten zusammen einen landwirtschaftlichen Betrieb und hatten sich die Arbeit geteilt, wie das bei Bauern oft der Fall ist: der eine besorgte die Äcker, der andere das Vieh. Erst nach dem Mord entstand Nomadentum. Kain, der Mörder, wurde verbannt vom Ackerboden. Kain wurde zum Nomaden. Der erste Nomade hat die erste Stadt gegründet. Wenn es hier eine Perspektive gibt, dann die des Bauern. Und für ihn gehören offenbar heimatloser Nomade und heimatloser Stadtbewohner zusammen. Auch Terach und Abraham sind keine Nomaden. Es sind Stadtbewohner, die ihre Heimatstadt verlassen. Sie ziehen allerdings nicht aus, um dann in einer anderen Stadt zu wohnen, sondern sie werden von ihrem Gott in ein „Land“ verwiesen: ins

Land Kanaan. Es wird Generationen dauern, bis sie dort wirklich wohnen werden. So lange sind sie und ihre Nachkommen immer wieder einmal unterwegs. Sie ziehen sogar nach Ägypten, dann wandern sie auch aus den ägyptischen Städten, die sie als Sklaven erbauen müssen, wieder aus. Aber das Unterwegssein ist nicht ihr Ziel. Ihr einziges Ziel ist es, in dem ihnen verheißenen „Land“ leben zu können. Im verheißenen „Land“, nicht in einer verheißenen Stadt. Wenn sie endlich in ihr Land einmarschieren (wir sind jetzt schon im Buch Josua), zerstören sie die Städte des Landes, von Jericho am Jordan angefangen bis zur großen Stadt Hazor hoch im Norden. Die Städte, die sie nicht zerstören können, umgehen sie und lassen sie wie eine unheilbare Krankheit mitten zwischen ihren Dörfern weiterbestehen – etwa die Jebusiterstadt Jerusalem, die erst nach mehreren Jahrhunderten der König David erobern wird. So hat auch der Auszug Abrahams aus Ur in Chaldäa nichts mit nomadischer Perspektive zu tun. Und doch ist klar: Der Stammvater des Gottesvolkes wird von Gott aus der Stadt, in der er lebt, herausgerufen.

Was steckt hinter all dem, wenn die kulturgeschichtliche Erklärung versagt, wenn es sich nicht einfach um die Perspektive von Nomaden handelt? Die jüngste Erforschung der Frühgeschichte Israels hilft uns hier wahrscheinlich weiter. Die Archäologen sprechen heute für die Zeit des Übergangs von der Spätbronze zur Eisenzeit, etwa um das Jahr 1200 v. Chr. (es ist die Zeit, in der Israel in Palästina präsent wird), von einer massiven „De-Urbanisation“. Vorher waren die Städte typisch für das Land gewesen. Es waren die kanaänäischen Stadtstaaten, die in den Ebenen lagen und jeweils ihr Umland bis hinauf ins Gebirge beherrschten. Sie zerfallen jetzt, brennen nieder und werden nicht wieder aufgebaut, oder verlieren doch erheblich an Bevölkerung. Dagegen entstehen jetzt überall, vor allem auch im Hügelland und im Gebirge, dörfliche und unbefestigte Siedlungen. Sie sind offenbar keinem städtischen Zentrum mehr dienstbar.

Das ist in den letzten Jahren durch Ausgrabungen und systematische Oberflächenforschung zu einem gesicherten Forschungsergebnis geworden. Die biblischen Motive, von denen wir ausgingen – Auswanderung aus der großen mesopotamischen Stadt, Auszug aus dem städtisch angelegten Sklavenhaus Ägypten, schließlich die Zerstörung der Städte Kanaans bei der Landeseroberung –, dürften nichts anderes sein als (die auf den verschlungenen Wegen erzählender Tradition zu uns gekommen) Reflexe des gleichen historischen Vorgangs, den die Archäologie jetzt als das überraschende Phänomen einer „De-Urbanisation“, einer „Entstädterung“ Palästinas entdeckt hat; auf den verschlungenen Wegen erzählender Tradition sind sie im biblischen Text zu uns gekommen.

Dieser Vorgang, so sagt die plausibelste Erklärung, ist ein großer gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Neubeginn, der sich beim Übergang von der Spätbronze zur Eisenzeit vollzog. Er ist identisch mit der Entstehung Israels. Nur kleine Gruppen der Bevölkerungsmassen, die sich innerhalb von wenigen Jahrzehnten zu der neuen Größe Israels zusammenschlossen, waren Nomaden, die auf der Suche nach Land waren. Auch diejenigen Sippen, die auf der Suche nach einem neuen Leben aus Mesopotamien ausgewandert waren, und die anderen, die einer Fronarbeiterexistenz in Ägypten entflohen waren, bildeten nur einen Teil der späteren Israeliten. Es kam nämlich noch die große Absetzbewegung der städtischen Unterschichten Kanaans selbst und der Dörfer, die bisher von den Städten beherrscht waren, hinzu.

Die Bibel hat die Erinnerungen all dieser verschiedenen Gruppen, weil sie ja nicht alles auf einmal erzählen konnte, auf der Linie der Zeit hintereinandergestellt und durch eine kunstvolle Genealogie miteinander verbunden – von den Vätergeschichten des Buches Genesis bis zu manchen Nachrichten im Buch der Richter. In Wirklichkeit ereigneten sich diese vielen Geschichten in einem großen Mit- und Nebeneinander. Ein alles bewegender Auszug aus der bisher dominierenden Stadtkultur mit ihrer feudal organisierten städtischen Gesellschaft fand statt. Im Zeichen des neuen Gottes Jahwe, den die unter Mose aus Ägypten ausgebrochenen Sippen mit sich brachten und dem sich nun alle diese Menschengruppen anschlossen, machte man sich daran, anders zu leben. Anderswo: nicht mehr in Städten, sondern in freien, ungeschützten Dörfern; denn man begann, sich gegenseitig zu vertrauen. Auf andere Weise: nicht mehr in harter gesellschaftlicher Hierarchie, sondern in freier Brüderlichkeit, wo einer soviel wert war wie der andere und keiner über den anderen thronte. Nur einer thronte: der Gott, der ihnen diese Freiheit angeboten hatte.

Zivilisatorisch war das in vielem ein Rückfall. Man sieht es an den Scherben der unbeholfenen Tongefäße, die die Ausgräber in den neuen Dörfern auf den Bergen finden. Offenbar haben die geschulten Töpfermeister, die in den Städten die feinen Tonwaren nach hochentwickelter mykenischer Manier zu produzieren verstanden, sich geweigert, den Auszug in die Freiheit mitzumachen. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit forderten ihren Preis. Aber sie selbst und die Freude an dem neuen und einzigen Gott, der so etwas schenkte, wurden von diesen Sippen, die sich zu den 12 Stämmen zusammenschlossen, offenbar als höhere Werte empfunden als alles, was bisher die „Stadt“ mit ihren Göttern zu bieten hatte. Das ist der Anfang Israels. Deshalb hat Israel seinen Ursprung erzählt als Auszug aus den Städten in die Freiheit.

Wir können, da wir als Christen in diesen Ereignissen unseren eigenen Ursprung sehen, ihre Bedeutung nicht hoch genug einschätzen. Die stärkste und entscheidendste Erinnerung aus diesen Anfängen, den Ausbruch der hebräischen Sklaven im Namen des Gottes Jahwe unter Mose aus Ägypten, hat Israel später stets als sein Glaubensbekenntnis betrachtet. Hier hatte der sich offenbarende Gott gründend und urbildlich an Israel gehandelt. Das feierte Israel in der Osternacht. Das feiern auch wir noch in der Osternacht. Für uns verbindet es sich mit der Erinnerung an eine weitere Tat unseres Gottes: den Tod und die Auferweckung Jesu von Nazaret. Wir können beides als Einheit feiern, weil es von der Grundstruktur her eine Einheit ist. Denn Jesus wurde aus der Stadt herausgeführt und draußen gekreuzigt. Die Taufe, deren eigentlicher Ort die gleiche Osternacht ist, nimmt uns in Jesu Tod hinein.

Der Hebräerbrief sagt: „Laßt uns also zu ihm vor das Lager hinausziehen und seine Schmach auf uns nehmen. Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt.“ (Hebr 13, 13 f)

In solchen Worten bricht das Uralte durch. Israels Auszug aus den Städten wiederholt sich in neuer Form bei denen, die durch die Taufe in Christi Tod hineingezogen werden. Hart wie der Tod, alles Bisherige beendend ist der Auszug aus der alten, dem Untergang geweihten Gesellschaft unserer Städte. Eine Auferstehung von den Toten in ein völlig neues Leben hinein verbindet sich mit ihr. Es ist das Leben in der neuen Gesellschaft des Volkes Gottes. Ist? Sagen wir besser: Könnte es sein! Wenn wir die Taufe und die Osternacht nicht zu einem leeren Ritual hätten verkommen lassen, dem keine gesellschaftliche und ökonomische Wirklichkeit entspricht, dann könnte das so sein. Damals, als Israel entstand, war der Auszug aus den Städten Wirklichkeit. Sie zeigt sich heute noch dem Spaten der Archäologen. Es war eine lebensverändernde, harte Wirklichkeit, zugleich voller Freude und Zuversicht.

Das war der Anfang. Israel entstand, indem es aus den Städten auszog. Es konstituierte sich als eine Gesellschaft freier Bauern mit nicht-staatlichen, auf dem Zusammenspiel von Gruppen beruhender Struktur (als „akephal-segmentäre“ Gesellschaft). Wir müssen uns natürlich fragen, was an dieser Struktur das Wesen der Gottesherrschaft ausmacht, was daran nur historische Konkretion und damit auch irgendwie Zufall ist und deshalb unter veränderten Verhältnissen sich auch in ganz anderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Formen konkretisieren könnte.

Diese Frage hat sich Israel selbst schon nach wenigen Generationen gestellt. Und Israel begann ein Experiment. Es war ein gefährliches Experiment. Vielleicht konnte es nicht umgangen werden. Vielleicht war es

sogar nicht allein ein menschlicher Plan, an Gottes Plänen vorbei. Jedenfalls mißlang es.

Jerusalem, das Experiment einer „Stadt Gottes“

Um das Jahr 1000 v. Chr. konnte Israel aus der Bedrängnis durch die Philister nur dadurch gerettet werden, daß ein Mann vom Format eines Königs David Israels gesellschaftliche Gestalt umbaute, was auf Dauer zu einer massiven Veränderung der ökonomischen Strukturen führte. Er machte aus der akephalen (ohne jede Zentralinstanz funktionierenden) Gesellschaft einen Staat. Der Staat braucht eine Hauptstadt. David eroberte Jerusalem und machte es zur Königs- und Tempelstadt.

So hatte Israel wieder eine Stadt, und selbst auf dem Lande änderten sich die Verhältnisse allmählich so sehr, daß ein Gesetzbuch aus dem Ende der staatlichen Zeit, das Deuteronomium, obwohl es in seinen theoretischen Aussagen weiter von den 12 Stämmen Israels redet, in seinen konkreten gesetzlichen Regelungen eigentlich nur noch mit einem großen Verband von selbstverwalteten Städten um die Hauptstadt Jerusalem herum rechnet. Das gegen die Städte angetretene Gottesvolk ist in der Folge der Staatsgründung innerhalb weniger Jahrhunderte zu einem Volk von Stadtbewohnern geworden.

Die Stadt schlechthin war Jerusalem. Wir müssen nur die Psalmen aufschlagen, um auf Schritt und Tritt dem Preis des Zion zu begegnen. „Herrliches“ singt man da von dieser „Stadt Gottes“. Jahwe liebt sie, „seine Gründung auf heiligen Bergen“ (Ps 87 1 f). Es ist „eine starke Stadt, dicht gebaut und fest gefügt“ (Ps 122,3). Sie ist „des Höchsten heilige Wohnung“: „Gott ist in ihrer Mitte, darum wird sie niemals wanken.“ (Ps 46,5 f) „Dort spendet Jahwe Segen und Leben in Ewigkeit.“ (Ps 133,3) Die Wallfahrer werden aufgefordert: „Umkreist den Zion, umschreitet ihn, zählt seine Türme! Betrachtet seine Wälle, geht in seinen Palästen umher, damit ihr dem kommenden Geschlecht erzählen könnt: Das ist Jahwe, unser Gott für immer und ewig.“ (Ps 48, 13–15)

Also nicht nur: Hier ist Jahwe, hier ist er zu finden. Nein, diese Stadt wird zu seiner Epiphanie. In ihrer Herrlichkeit wird Gott selbst ansichtig: „Das ist Jahwe, unser Gott!“

Wie sehr ist hier nun alles ins Gegenteil umgeschlagen. Wir dürfen nicht einmal davon ausgehen, daß diese Psalmen einfach Ideologie seien, Staats- und Tempelpropaganda, um den Thron Davids zu sichern. David wollte zweifellos, daß diese Stadt Jerusalem in einem ganz anderen Sinne eine Stadt sein sollte als alle bisherigen Städte der Welt. In den Mauern dieser Stadt sollte „Frieden wohnen“, in ihren Häusern

„Geborgenheit“ (Ps 122,7). „Zions Nahrung“ sollte „reichlich gesegnet“ sein, alle „Armen“ dort sollten sich „an Brot satt essen können“ (Ps 132,15). Die Dynastie Davids würde dort für Gerechtigkeit sorgen (vgl. Ps 122,5). „Morgen für morgen“ spricht dort der König „das Urteil über die Frevler im Land, um aus der Stadt Jahwes alle zu beseitigen, die Unrecht tun“ (Ps 101,8). Die Idee der gerechten Gesellschaft wird also durchgehalten. Und wenn in den Anfängen Israels die kanaänischen Städte als Inbegriff der Unterdrückung erlebt worden waren, so wird diese Stadt nun zum Symbol der Gerechtigkeit.

Nur: es hat nicht lange gedauert, da ist auch Jerusalem den Weg der Städte dieser Welt gegangen. Blut füllte es „vom einen Ende bis zum anderen“ (2 Kön 21,16). Gegen sein Unrecht standen die Propheten auf. Sie wurden verfolgt und getötet. Die Hoffnung, Gottes Kontrastgesellschaft in der Form der Stadt und des Staates verwirklichen zu können, erwies sich als grausame Täuschung. Ihr Ende war Untergang, konkretisiert und symbolisiert in jener radikalen Zerstörungsaktion an Tempel, Palästen, Häusern und Mauern, die Nebukadnezar II. von Babylon am 7. Tag des 5. Monats im Jahre 586, einen ganzen Monat nach der Kapitulation der Stadt, in technischer Perfektion durch seinen General Nebusaradan vornehmen ließ (2 Kön 25,8).

War das das Ende des Traums von der Stadt Gottes? Eher war es wieder ein Anfang.

Die beiden Stadtrivalen der Endzeit

In der babylonischen Deportation begannen nun die großen Visionen der Zukunft. Den Propheten des Exils wurde klar, daß alles bisherige Gotteshandeln etwas Vorläufiges gewesen war. Das endgültige, wirklich die Gottesherrschaft in diese von Gewalt und Ungerechtigkeit beherrschte Welt bringende Handeln Gottes stand noch aus. Für die Zeit des Messias erstand jetzt im Vorentwurf ein Bild der endzeitlichen Gesellschaft. Eines ihrer Symbole wurde die neue Stadt Jerusalem. Im Bilde Babylons, der Stadt des Exils und der Unterdrückung, verdichtete sich die Gesellschaft dieser Welt. Im Bilde des kommenden Jerusalem dagegen die messianische Zukunft.

Das Neue Testament wird diese Bilder später aufgreifen. Im 18. Kapitel der Johannesapokalypse werden die, die an Jesus glauben, aufgefordert, aus Babylon zu fliehen: „Verlaß die Stadt, mein Volk, damit du nicht mitschuldig wirst an ihren Sünden und nicht von ihrer Strafe mitgetroffen wirst. Denn ihre Sünden haben sich bis zum Himmel aufgetürmt.“ (Offb 18,4f)

Und dann sieht der Seher seine letzte Vision: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herniedersteigen. Sie war zubereitet wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Ich hörte eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein.“ (Offb 21,2f)

Versuchen wir, die Visionen auf den Begriff zu bringen. Zunächst: Der Sturz der Stadt Babylon und das neue Jerusalem, das vom Himmel auf diese Erde kommt, meinen nicht ein Endgericht, das jetzt noch ausstehen würde, und dann ein Jenseits, das nicht mehr von dieser Welt wäre. Beide Städte gehören in unsere Geschichte. Was die beiden Visionen sagen, ist nach dem Glauben der frühen Christen seit Jesu Tod und Auferstehung auf unserer Erde im Gange. *Jetzt* steigt die neue Stadt vom Himmel auf die Erde herab.

Zweitens: Der Sinn der Bilder hat sich gegenüber dem Anfang nicht verändert. Es geht um die menschliche Gesellschaft. Was diese ist, verdichtet sich ja in der Tat in dem konkreten, hochkomplexen Gebilde „Stadt“. Weil die „Stadt“ so unmenschlich war, war der Anfang Israels ein Auszug aus der Stadt auf das Land.

Erst langsam ergab sich – und das ist nun das Dritte –, daß die von Gott gemeinte rechte Gesellschaft keineswegs bei der Attitude der reinen Stadtflucht bleiben mußte. Nichts, was die Stadt als Konzentration menschlicher Möglichkeiten des Zusammenlebens an Faszinierendem hat, mußte auf die Dauer gezeugnet werden. Was Gott uns anbietet, ist die wahre Stadt.

So steht viertens jetzt Stadt gegen Stadt, Jerusalem gegen Babylon. In dieser Aussage ist einerseits bewahrt, was der Anfang war: Daß wir niemals daran vorbeikommen, um unseres Gottes und um unserer menschlichen Würde willen die Städte verlassen zu müssen. Aber es bedeutet zugleich: Die wahre „Stadt“ geht dabei nicht verloren, sie ist überhaupt nur über den Auszug aus der Stadt dieser Welt zu haben. Sie ist aber dann die Stadt, in der unser Gott gefunden werden kann.

Es ist die „Stadt auf dem Berg“, von der Jesus in der Bergpredigt gesagt hat: „Eine Stadt, die auf dem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben.“ (Mt 5, 14) Das ist nichts als ein Hinweis auf eine der grandiosesten Visionen des Alten Testaments, die wir gleich bei zwei Propheten lesen, bei Jesaja und Micha. Ich meine die Vision von der Völkerwallfahrt, die zum Ende der Kriege führt:

In kommenden Tagen wird es eintreten:

Fest gegründet steht der Berg mit dem Haus Jahwes.

Der höchste der Berge – er überragt alle Hügel.

Zu ihm strömen alle Völker.

Die vielen Nationen machen sich auf den Weg.

Sie sagen:

Kommt, wir ziehen hinauf zum Berg Jahwes,

zum Haus des Gottes Jakobs.

Er zeige uns seine Wege.

Auf seinen Pfaden wollen wir gehen.

Denn vom Zion aus wird eine Gesellschaftsordnung proklamiert
als Rede Jahwes aus Jerusalem.

Er schlichtet den Streit der Völker,

er ist der Schiedsrichter der vielen Nationen.

Dann schmieden sie die Schwerter in Pflugscharen um,
die Lanzen zu Winzermessern.

Nie mehr wird Volk gegen Volk ein Schwert erheben.

Man bildet niemanden mehr aus für den Krieg. (Jes 2, 1–4)

Ob wir in unseren Städten Gott finden können, ist also, am Ende dieser biblischen Durchsicht, gar nicht mehr die Frage. Es ist schon einfach deshalb nicht mehr die Frage, weil wir nicht – im Wahn der Selbstverwirklichungsideologie unserer Tage – danach fragen sollten, ob *wir* in den Städten Gott finden können. Gottes Interesse wäre, daß diese ganze, von Haß, Gewalt, Hunger und Hilflosigkeit geschüttelte Menschheit eine Chance bekäme, ihren Gott zu finden, und von ihm her dann eine menschenwürdige Gesellschaft und den Frieden. Die Chance bestünde, wenn es die andere Stadt gäbe, die „Stadt auf dem Berg“, die von Gott her längst zur Erde unterwegs ist. Die Bibel dreht wahrlich das Thema herum. Sie stellt an *uns* die Frage: Wo ist die Stadt Jerusalem, in der ihr Christen als neue Gesellschaft lebt und den Völkern leuchtet?

Gott in der Stadt unserer Zeit

Keine Antwort auf diese Frage wäre der Hinweis auf die Kirchen in unseren Städten. Selbst wenn sie nicht aus sprachlosem Schalenbeton gegossen sind und nicht erst sonntags kurz vor zehn geöffnet werden. Kirchen allein, in einer Umgebung, die nichts mit ihnen zu tun hat, sind keine himmlische Stadt. Bei den Kirchen von einst, die noch zu ihrer Umgebung gehörten, mag das anders gewesen sein. Aber selbst wenn sie heute noch stehen: Wo bleibt der einstige Zusammenhang?

Ich habe jahrelang in Rom gelebt, der uralten Stadt, aus einem Mord entsprossen. Überall brechen noch die Ruinen des heidnischen Babylon aus dem Untergrund hervor und ragen ins Jetzt. Auch Kirchen aus späteren Epochen ragen ins Jetzt. Sie werden sogar noch von Pilgermassen

angefüllt, die die Touristenbusse ausspeien. Es gibt Kirchen mit großen Kuppeln und weiten Plätzen davor. Als die Päpste der Renaissance und des Barock diese Bauten hochzogen – war das damals die Stadt Gottes? Vielleicht. Doch wo wohnt Er heute?

Auf der Piazza Venezia rauscht Tag und Nacht der niemals endende Verkehr, staut sich, quält sich weiter, brüllt auf in Hupkonzerten. An einem der alten Paläste, die dieses Chaos säumen und deren Skulpturen langsam von den Gasen zerfressen werden, weiß ich eine Tür, eine kleine, unscheinbare Tür. Man geht an einer Bettlerin vorbei und steht, nur einige Meter vom ohrenbetäubenden Lärm der Piazza, aber durch eine dicke Mauer getrennt, in einer stillen Halle, wo einige Menschen vor dem ausgesetzten Sanctissimum beten. Ein alter Mann sitzt da und schluchzt in sich hinein. Vorn kniet eine Nonne mit himmelblauem Schleier. Einmal habe ich auch ein junges Brautpaar schweigend beieinander sitzen sehen. Oft, wenn ich durch die Brandung der Piazza Venezia mußte, hat es mich in diese Stille hineingezogen. Mir kam die Frage: Wohnt Er vielleicht gar nicht mehr unter den Kuppeln? Ist er vielleicht nur noch hier und in einigen anderen unterirdischen Höhlen des wieder einmal gigantisch gewordenen Gebirges Weltstadt zu finden?

Und was bedeutet das? Sind sie seine letzte Zuflucht? Oder bereitet er von hier aus neue Eroberungen vor? Wer sind die wenigen, die diese Höhlen noch kennen und sich in ihnen, ohne miteinander zu sprechen, begegnen? Sind es die letzten Überlebenden der einst so prächtigen Stadt? Sind es die ersten Kundschafter des Neuen, das kommen wird? Oder hat auch das alles gar nichts mit Gottes Stadt zu tun, sondern ist etwas, das im System des modernen Babylon durchaus *auch* dazugehört, eine kleine Nische im großen Gebäude, vorgesehen für die, die ein sogenanntes religiöses Bedürfnis überkommen sollte? Also gerade ein Mittel, um vergessen zu machen, daß es eigentlich eine andere Stadt geben müßte?

Und gilt ähnliches nicht von vielem, was vielleicht viel weniger nach Untergrund und Nische aussieht, vielleicht sogar von vielem, was in den Pfarren und kirchlichen Bildungswerken unserer Städte geschäftig betrieben wird? Eifrige Ersatzleistungen einer Christenheit, die es verdrängt hat, daß ihr Gott ihr eine neue Stadt versprochen hat.

Gerade weil dies alles zum System unserer an sich ja gar nicht christlich konstruierten Gesellschaft gehören könnte, braucht man sich keine Sorge um seine Dauer zu machen. Es wird immer Menschen mit religiösem Bedürfnis geben. Es wird immer die Punkte der metaphysischen Unsicherheit im menschlichen Leben geben (und sei es nur bei Geburt, Trauung und Tod), wo man einen Ritus gebrauchen kann. Es wird im-

mer die Opfer geben, die getröstet werden müssen. Dafür da zu sein, ist durchaus etwas Großes und Edles. Und unsere Gesellschaft hat ein Interesse daran. So ist allen Institutionen und Tätigkeiten, die damit zu tun haben, auch Dauer zugesichert. Auch wenn ein Papst auf dem Heldenplatz eingeflogen wird, werden immer die Massen da sein, denen seine Gegenwart Licht ins Leben bringt. Selbst das kann die Stadt Babylon gebrauchen. Wenn wir auf dieser Ebene das, was die Kirche in unseren Städten ist und tut, legitimieren, ist sie durchaus legitimiert. Man kann dann auch nicht sagen, Gott sei in unseren Städten gar nicht zu finden. Höchstens dies kann man sagen: Das ist nicht das Jerusalem, das als strahlende Stadt auf dem Berge steht und die Wallfahrt der Völker auslöst.

Diese Stadt ist so, indem man sich einfügt in das, was diese Gesellschaft an Religiösem vorsieht, nicht zu haben. Sie ist nicht zu haben ohne den Auszug und ohne den Willen zur Gegengesellschaft. Davon aber hat die Bibel gesprochen.

Es ist uns immer angeboten. Wir müssen nicht einmal, wie das Israel des Anfangs, die Stadt verlassen und Bauern werden. Obwohl wir die Überlegungen jener alternativen Gruppen, die heute nur noch diesen Ausweg zu sehen vermeinen, vielleicht ein wenig ernster nehmen und uns durch sie beschämen lassen sollten. Denn sie wissen wenigstens, daß man etwas verlassen muß.

Aber vielleicht haben unsere Städte eine geheime Ähnlichkeit mit jenen hellenistischen Stadtsystemen, die die Umwelt der urchristlichen Gemeinden ausmachten. Den frühen Christen war es offenbar leichter, sich in den Städten auszubreiten als auf dem Lande. Das Christentum war am Anfang eine ausgesprochene Stadtreigion. Die Städte der hellenistischen Welt hatten so etwas wie einen pluralistischen Grundansatz. Sie waren so konstruiert, daß neue Gruppen in ihnen Fuß fassen konnten. Ich sage nicht, daß sie nicht auch recht bald zuzuschlagen wußten, sobald sie das Fremdartige und alles in Frage Stellende dieses Glaubens an den Christus spürten. Dennoch hatten sie irgend etwas Liberales in ihrer Art. Und das ist, auf völlig andere Weise, auch bei unseren Städten wieder der Fall (im Gegensatz zum Beispiel zu den Städten des Mittelalters). Unsere Städte züchten den vereinzelt Menschen. Ihr wichtigstes Konstruktionselement ist das System der Straßen und Bahnen, auf dem die hunderttausend einzelnen ständig hin- und herflitzen, um zu ihren weit über die Stadtlandschaft zerstreuten, je verschiedenen Kontaktpunkten zu kommen. Jeder hat *seine* Punkte, die er anfährt. Keiner kennt die des andern. Wir wollen sie auch nicht kennen. Zugleich leiden wir an dieser Vereinzelung. Aber das ist in diesem System der Preis für

die Freiheit. Die Freiheit, die zum System gehört, würde es an sich möglich machen, daß die Christen es sich herausnehmen, mitten in der Stadt eine neue Stadt entstehen zu lassen.

Sie könnten, wenn sie wollten, die Zwänge des Wochenendes für sich in Frage stellen und, statt daß sie in veränderter Form die Unrast der Woche weiterführen, gemeinsam wieder zur Freude des biblischen Sabbats finden. Sie könnten, wenn sie wollten, für sich selbst die Gesetze einer Gesellschaft der Gesunden und Jungen, die die Ungewollten abtreibt, die Kranken in die Kliniken fährt und die Alten in die Heime abschiebt, in Frage stellen. Sie könnten wieder Wohnungen einrichten, die so vielen Menschen Raum bieten, daß keine psychischen Syndrome entstehen. Sie könnten wieder Betriebe schaffen, in denen zu arbeiten Freude macht und nicht allein die Produktivität und der Gewinn regieren. Dann bräuchte man nicht mehr auf das Wochenende zu warten, um kreativ werden zu dürfen. Sie könnten Schulen und Kindergärten beginnen, in denen nicht von Generation zu Generation die Unterdrückungssysteme der Erwachsenenengesellschaft reproduziert werden müssen. Und sie könnten irgendwann auch beginnen, schönere Häuser zu bauen.

Sie könnten das, denn sie könnten wieder lernen, was eine wirkliche christliche Gemeinde ist und wie in der Versammlung einer solchen Gemeinde die Gegenwart Gottes erfahren wird. Dabei wäre völlig nebensächlich, wie das konkret mit den überkommenen Strukturen der Kirche zusammengeht – ob es im Rahmen bestehender Pfarren begänne oder in neuen, durch personale Beziehungen entstandenen Gruppen. Wenn nur solche neuen christlichen Zellen von vornherein damit rechnen, daß ihr Gott sie zu mehr gebrauchen will als dazu, daß sie sich auch in ihrer religiösen Dimension „selbstverwirklichen“. Daß er sich denkt, sie könnten lebendige Bausteine einer neuen Stadt sein.

Ist nur dieser eine Punkt klar: daß es Gott um eine neue Stadt in dieser Welt geht, dann wissen wir auch die Antwort darauf, wie man in unseren Städten Gott finden könnte. Er wäre sofort, und zwar in der vollen Herrlichkeit seiner Parusie, zu sehen, und nicht nur für die einzelnen Gottsucher, sondern für die Öffentlichkeit der menschlichen Gesellschaft, sobald vor dem babylonisch-chaotischen Flimmern unserer nächtlichen Städte sich die ersten Konturen jener anderen Stadt abheben würden, die seit Pfingsten dabei ist, vom Himmel zu uns herabzusteigen: des neuen Jerusalem.